

Hättest Du gedacht, dass wir so verschwiegen sind?

Dr. Barbara Schiffer

Vor 18 Jahren haben Herta Leistner, Monika Barz und Ute Wild ihr Buch zur Lebenssituation von Lesben in der Kirche herausgegeben. Der Titel dieser Pionierinnenarbeit lautete „Hättest Du gedacht, daß wir so viele sind?“.

Inzwischen liegen Jahre feministischer Frauenbewegung, Lesben- und Schwulen-Bewegung, Queer-Theory und Queer-Theologie hinter uns. Einiges davon ist auch in den christlichen Kirchen angekommen. Es haben sich Netzwerke für christliche Lesben etabliert. Neben der *LuK* (Lesben und Kirche) und der *MuM* (Maria und Martha Netzwerk) gibt es seit 1989 speziell für studierende Theologinnen das Netzwerk *Labrystheia*. Aus vielen dieser Studentinnen sind inzwischen Pastorinnen geworden. Nicht wenige von uns haben sich aber auch gegen den Weg ins Pfarramt entschieden, sind in die Wissenschaft gegangen oder haben die Theologie als Beruf ganz an den Nagel gehängt. Manche haben der evangelischen Kirche den Rücken gekehrt und sich z.T. ganz vom christlichen Glauben verabschiedet. Anderen war die lesbisch-theologische Netzwerkarbeit zu unpolitisch, zu klerikal geworden und sie haben sich andere Netzwerke und politische Bündnisse gesucht. Einige haben sich trotz dieser vorhandenen Gemeinschaften nie vernetzt, sondern sind ihren Weg allein gegangen. Der Pluralismus und die Individualisierung mitsamt der religiösen Suchbewegung der 90er Jahre lassen grüßen. Das haben wir nicht nur theoretisch im Laufe der letzten 15 Jahre gelernt, sondern vor allem praktisch erfahren.

Im Rückblick auf diese Vergangenheit und in der Reflexion des Heute beobachte ich in der Nordelbischen Kirche eine wachsende „Verstummung“, die sowohl das Thema als auch die Lesben selbst betrifft. Ähnlich dem Feminismus scheinen auch Heterosexismus und Schwulen- und Lesbenfeindlichkeit heute „kein Thema“ mehr zu sein. Die Inhalte der Lebensformen - Debatte, unter der die NEK ihren hausgemachten Heterosexismus in den 90ern verhandelte, reißen kaum noch jemanden - ob hetero oder homo - von der Kirchenbank. Die derzeit eher lau geführte Diskussion um Gender und Gender Mainstreaming vergisst ohne Geschichtsbewusstsein ihre Wurzeln in der Queer-Theory und tradiert fröhlich Zweigeschlechtlichkeit und Heterozentrismus.

In der gemeindlichen Praxis hingegen sieht es anders aus als in den gesamtkirchlich (kaum) geführten Diskursen. Wie vor 15 Jahren wird in den Kirchenvorständen mehr oder weniger offen diskutiert, wenn eine Anfrage nach Segnung eines lesbischen oder schwulen Paares eingeht. Solche Anfragen kommen wie vor 15 Jahren eher selten vor.

Auf der Ebene der kirchenleitenden Gremien ist vielerorts der Geist der 68er angekommen: Nicht wenige der Pröpstinnen und Pröpste sowie das Nordelbische Kirchenamt stehen der „Sache“ gleichgültig bis freundlich gegenüber. Die lesbische Lebensform einer angehenden oder bereits im Dienst stehenden Pastorin ist kein Hemmschuh mehr für eine Übernahme in den Dienst. Sie ist allerdings auch kein Grund zur Freude. Der pröpstliche Rat, sich in Sachen Lebensform den Gemeinden gegenüber möglichst bedeckt zu halten und minimal ehrlich mit allen Anfragen umzugehen, ist eher die Regel als die Ausnahme. Verstummung heißt vor allem, die lesbische Lebensform nicht zum Thema zu machen, und es mit der authentischen pastoralen Identität *in diesem Fall* nicht so besonders ernst zu nehmen. Wenn eine lesbische Pastorin aber dennoch in ihrer Bewerbung auf eine Pfarrstelle authentisch Auskunft gibt und sich weder der Verstummung noch der Entpolitisierung preisgibt, wird sie die Stelle mit Sicherheit nicht bekommen. Das zumindest ist meine Erfahrung. Natürlich gibt es auch Ausnahmen. Da putzt eine Pröpstin für ihre geoutete lesbische Pastorin Klinken bei den homophoben Mitgliedern eines Kirchenvorstands, damit diese der Wahl der Kollegin zustimmen und sie tut es mit Erfolg. Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel.

Wenn das Thema Homosexualität überhaupt Sprache findet, dann nicht im Gemeindealltag, auch nicht als Frage neuer Kasualpraxis oder Sexualethik im KonfirmandInnenunterricht, sondern meist als personalisierter Sonderfall in der Frage nach der pastoralen Residenzpflicht. Die wird nämlich zum Problem, wenn die lesbischen Pastorin und ihre Partnerin ihre Beziehung im halböffentlichen Raum des Pastorates offen leben wollen. Gleiches gilt für schwule Kollegen und Paare. Kein Einzelfall ist es, dass eine Kollegin mit ihrer Lebensgefährtin ins Pastorat einzieht, dies aber nur möglich ist, weil beide die Partnerin als „eine Freundin“ ausgegeben. Die Kirchengemeinde freut sich unbedarft naiv darüber, dass ihre junge Pastorin nun nicht so allein im großen Pfarrhaus wohnen muss, wo sie doch keinen Ehemann hat. So entsteht das typisch lesbische Dilemma: Verstummen und Unsichtbarkeit belasten einerseits die je eigene Identität, aber auch die gemeinsame Identität als Paar und sind andererseits die Bedingung für ein gelebtes Miteinander – wenn auch unter falschem Etikett.

Im Fall des öffentlichen Outings des Paares trifft sie wie alle nichtverheirateten Hetero-Paare dasselbe kirchenrechtliche Verbot „Nicht im Pastorat!“ - eine sexistische Diskriminierung auf typisch kirchliche Art. „Glücklich“ die Kollegin mit ihrer Partnerin, die dann einem freundlich gesinnten Kirchengenossen gegenübersteht, der sich aus Solidarität, aus persönlicher Sympathie oder schlicht aus Feigheit dem Wunsch nach dem lesbischen Pfarrerrinnenglück im Pastorat nicht verschließen mag. Auch das gibt es! Und so häufen sich trotz der Gesetzeslage die „Einzelfalllösungen“, und es entsteht im Graubereich zwischen Gesetzestheorie und -praxis die Normativität des Faktischen.

Mitten in dieser Grauzone leben und lieben ganz faktisch und meistens ziemlich stumm die lesbischen Pastorinnen. Viele kämpfen immer noch mit den alten Fragen nach Coming out in der Gemeinde, mit dem Schatten der Unsichtbarkeit, den realen Belastungen für ihre Partnerinnen und Freundinnen, dem Spagat zwischen lesbischer und kirchlicher Identität. Dazu kommt der weitverbreitete lesbische Selbsthass, der sich in dem unmöglichen Anspruch an sich selber ausdrückt, besser, belastbarer, leistungsstärker, beziehungsfähiger als die Hetero-KollegInnen sein zu müssen, um die Scharte der „falschen“ Lebensform auszuwetzen. Er ist eine scheinbare Überlebensstrategie und dabei nichts anderes als inhaliertes Heterosexismus.

Die Peinlichkeit des Sprache gewordenen Unaussprechlichen, der Grusel der Perversion, den die Nennung des Begriffspaares „lesbische Pastorin“ in der kirchlichen Öffentlichkeit bis in die 90er Jahre noch ausgelöst hat, ist längst verblasst. Unsere Nordelbische Kirche ist scheinbar so liberal geworden, dass wir „darüber“ nicht mehr sprechen müssen.

Gleichwohl wundert mich, dass das Schweigen der alleinwohnenden lesbischen Pastorin zu den vielen gemeindlichen Vereinnahmungen unter die Klischees „Karrierefrau, natürlich Single“ und „Sie hat wohl keinen abbekommen“ – nicht schon längst in lautem Protest gebrochen wurde.

Ebenso frage ich mich, warum das weitverbreitete Scheitern von lesbischen Liebesbeziehungen und Freundinnennetzen aufgrund der Belastungen durch die Unsichtbarmachung, Selbstausbeutung und politische (Selbst-)Verbannung in die Grauzone nicht schon längst zur erneuten Politisierung geführt haben.

Anscheinend lebt es sich für uns lesbische Pastorinnen trotz aller Diskriminierungen und verinnerlichten Heterosexismen doch recht kommod und komfortabel in der verbeamteten Grauzone des Pfarramtes. Viele von uns haben je einzeln auf ihren Wegen durch die 90er Jahre zu gut gelernt, Heterosexismus und Homophobie auszusitzen. Wir haben die kirchliche Strategie der Einzelfalllösungen aufgesogen wie ein Schwamm. Wir haben uns daran gewöhnt, den Preis für unseren Dienst in der Nordelbischen Kirche zu zahlen: Verstummen, Unsichtbarkeit, Scheitern unserer Liebesbeziehungen.

Jesus Christus, hättest du gedacht, dass wir so verschwiegen sind?!